

Positionierungen in Stipendienanträgen: Zur interkulturellen Pragmatik einer akademischen Gattung

Helga Kotthoff

Zusammenfassung

In diesem Artikel wird eine Studie vorgestellt, die sich mit der Selbst- und Fremddarstellung nichtmuttersprachlicher Antragsteller(innen) im wissenschaftlichen Genre des Stipendienantrags beschäftigt, einem Genre mit multipler Autorschaft. Ich greife auf text- und gattungsanalytische Konzepte zurück und analysiere Positionierungen (Davies/Harré 1990), die für die interkulturelle Pragmatik fruchtbar gemacht werden. Ich unterziehe einige Anträge von Graduierten, Doktoranden und Promovierten aus kaukasischen und mittelasiatischen Ländern der ehemaligen Sowjetunion (nicht Russland) an einen deutschen Stipendienggeber einer diskurspragmatischen Analyse, welche in einem Drittel der sozial- und geisteswissenschaftlichen Anträge institutionell inadäquate Positionierungen zeigt. Verschiedene Textteilsegmente werden exemplarisch diskutiert, die u. a. Explizitheit und Implizitheit in der Attribution von Spezialistentum als problematisch ausweisen. Abschließend geht es noch um die Verortung der Kulturunterschiede. Konzepte von »Nation« geben keinerlei Ressource für eine Erklärung der beobachtbaren Differenzen her; stattdessen ist eine institutionensoziologische Unterfütterung hilfreich, die klärt, wie die jeweiligen wissenschaftlichen Praxisgemeinschaften funktionieren.

1. Die Erforschung akademischer Schreibkulturen

Die akademische Welt unterhält für ihren Austausch und ihre Qualifizierungsprozeduren schriftkulturelle Standards, die sich von journalistischen, alltagspragmatischen und künstlerischen Standards unterscheiden. Seit Johan Galtung (1985) populärwissenschaftlich über sachsonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaftsstile räsonierte, werden die verschiedenen wissenschaftlichen Textsorten auch der kulturvergleichenden Analyse unterzogen. Wir wissen, dass schon allein in der Vermittlung der akademischen Schreibstandards erhebliche kulturelle Differenzen liegen (Cmejrkova 1996). Während z. B. im »sachsonischen Raum« die Beschäfti-

gung mit »academic writing« zum etablierten Veranstaltungsangebot der Universität gehört, findet sich im »teutonischen Raum« (wozu in der Forschung zum akademischen Schreiben auch Osteuropa gezählt wird) eher die Haltung,

1. dass es begabte Studierende geradezu als solche ausweist, wenn sie sich die Standards selbst erschließen können,
2. dass diese flexibel zu halten sind.

Einige Studien zeigen tatsächlich in deutschen Fachartikeln eine höhere strukturelle Varianz als in englischen (Hutz 1997 zu sozialpsychologischen Artikeln). Die Forschung ist sich auf jeden Fall darin einig, dass die rhetorische Struktur wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten oder Publikationen nicht schlicht aus deren Inhalt ableitbar ist. Das Zitieren, die

Präsentation des Standes des Faches und der eigenen Leistung, der Umgang mit Fachautoritäten, mit offenen Fachfragen, Nebeninformationen usw. sind (fach)kulturell mehr oder weniger flexibel genormt. Clyne (1987) arbeitete beispielsweise heraus, dass deutsche Zeitschriftenaufsätze thematisch digressiver strukturiert sind als englische,¹ dass Verständlichkeits- und Explizitheitsideale sich dahingehend unterscheiden, dass deutsche Texte eher dem Leser die Verantwortung für die Textentschlüsselung abverlangen, englische dem Verfasser. Gnutzmann (1991) zeigte, dass sich in deutschen Aufsätzen viel mehr passive Konstruktionen finden als in englischen.

In den letzten zwanzig Jahren hat sich in den Textwissenschaften eine breite Diskussion um die Kulturalität akademischer Diskurse entfaltet. Im deutschen Sprachraum beobachten wir (u. a. Graefen 1994) im akademischen Bereich eine Annäherung an angloamerikanische Textnormen. In den Naturwissenschaften wird in internationalen Zeitschriften so wieso hauptsächlich auf Englisch publiziert (Ammon 2001). Die Entstehung standardisierter Textformate ist eng mit dem Aufkommen der empirischen Methode in den Naturwissenschaften verknüpft und orientiert sich aufgrund seines historischen Ursprungs an angelsächsischen, akademischen Kommunikationsgewohnheiten (Moessner 2006).

In den Sozial- und Geisteswissenschaften gestalten sich die Verhältnisse in den einzelnen Fächern unterschiedlich. Skudlik (1990) erkennt eine Trennlinie entlang einer naturwissenschaftlichen bzw. geisteswissenschaftlichen Orientierung, die auch innerhalb von Disziplinen verläuft, z. B. der Psychologie. Die Anglisierung der Publikationspolitik und die damit

verbundene hegemoniale Struktur des wissenschaftlichen Feldes zugunsten der Englischsprachigen sind mit Problemen behaftet, die ebenfalls breit diskutiert werden (z. B. in der Linguistik Ammon 2001, Ehlich 1997, 2007)

Auch einigen kulturellen Spezifika der Selbst- und Fremdpositionierung in akademischen Textsorten wurde nachgegangen (Ivanic 1998, Gosden 1995). Nicht nur in der unmittelbaren Dialogizität der gesprochenen Sprache ist ja Beziehungsdefinition von Belang (z. B. Zuordnung von Autorität und Deferenz), sondern auch in der Distanzkommunikation der Wissenschaften. Wie positioniert man beispielsweise seinen Beitrag im Bezug auf die bisherige Forschung? Soll er ein Mosaiksteinchen hinzufügen oder das gesamte Fach revolutionieren? Wie sehen die fachkulturellen Voraussetzungen für die Ratifikation solcher Ansprüche aus? Es lassen sich viele Fragen aufwerfen, die zu ihrer Beantwortung eine kulturvergleichende Analyse akademischer Textsorten voraussetzen.

In diesem Artikel diskutieren wir eine Gattung, die unseres Wissens bislang kaum erforscht wurde: den Stipendienantrag. Insbesondere sollen Positionierungsstrategien und ihre kulturellen Besonderheiten analysiert werden. Ich nehme situierte, authentische Diskurse als Ausgangspunkt und gehe gegenstandsorientiert vor: über die Phänomenanalyse sollen Logiken von Praxisgemeinschaften rekonstruiert werden.

2. Der Stipendienantrag

Bewerbungen um ein Stipendium erfolgen schriftlich und es sind ihnen erforderliche Unterlagen wie Lebenslauf, Zeugnisse und Gutachten beizufügen. Insofern haben wir es mit einem Textkon-

1 Duszak (1997) zeigte Digressionen von zentralen Themenlinien in polnischen Aufsätzen.

glomerat zu tun. Man kann sich fragen, ob in dieser Textsorte die kulturelle Maxime der Selbstbescheidung (»Eigenlob stinkt«) suspendiert ist – wie bei Bewerbungen auf Stellen (Birkner 1999). Ist es funktional, sich und seine Leistung herauszustellen? Wie wir sehen werden, geschieht dies auf unterschiedliche Weise und in einer gattungsspezifischen Intertextualität. Zu den besonderen Kohärenzansforderungen der Gattung gehört nämlich, dass die explizite oder implizite positive Selbstdarstellung der Bewerberin/des Bewerbers optimal von der positiven Fremddarstellung der deutschen Betreuer und vor allem der Gutachter von der Heimatuniversitäten flankiert wird. Diese sehr spezifische Konstellation verschiedener Textsorten im Verhältnis zueinander ist ein wichtiges Charakteristikum der Gattung Stipendienantrag. Bewerbungen um Stellen und Stipendien setzen Bildungs- und Erfahrungszertifikate voraus, die in den westlichen Kulturen belegt werden müssen (z. B. über Zeugnisse). Noten und Abschlüsse fungieren als sachorientierte Eignungsausweise, liegen dem Antrag bei und sprechen für sich. Daneben enthalten viele Antragsformulare Rubriken, in denen man sein Projekt, seine Interessen, Arbeitsschwerpunkte, Vorlieben und auch seine Sicht der betreuenden Institution darstellt. Mein besonderes Interesse zieht die Situierung der für die Gattung relevanten Figuren auf sich: des Antragstellers selbst, des Stipendiengebers, des heimatischen Betreuers und des deutschen Betreuers.

Eine deutsche Stipendien verleihende Institution hat mir freundlicherweise 132 anonymisierte Anträge auf mehrmonatige Stipendien im postgraduierten Bereich an deutschen Hochschulen zur Verfügung gestellt, welche die Basis meiner Studie bilden. Die Anträge kommen aus den Kaukasusrepubliken, Kasachstan,

Usbekistan, Tadschikistan, Turkmenistan und Kirgisien. Sie entstammen natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern. Die naturwissenschaftlichen Anträge sind zu gut 85 % auf Englisch, die anderen zu etwa 90 % auf Deutsch (10 % auf Englisch). Beides sind für die Antragsteller(innen) Fremdsprachen. In der Hälfte der Anträge begegnen wir dem Deutschen und dem Englischen, weil die Gutachterin sich nicht unbedingt der Sprache des Antrags bedient. In beiden Sprachen finden sich auf relativ hohem Sprachniveau durchaus grammatische Defizite, die aber die Verständlichkeit nicht beeinträchtigen und auf die ich in diesem Artikel kaum eingehe. In den Anträgen begründen die Bewerber/innen ihr Forschungsvorhaben und die damit verbundene Notwendigkeit eines mehrmonatigen oder gar mehrjährigen Deutschlandaufenthalts. Vor allem in der Beschreibung des Forschungsvorhabens zeigt sich der Grad der Einarbeitung in die thematische Materie, die Originalität und Relevanz der Forschungsinteressen der Bewerber(innen), ihre Vertrautheit mit dem diesbezüglichen Standard in Deutschland, ihre Kontaktintensität zu deutschen Betreuer(inne)n und einiges mehr. Zeugnisse und Sprachzeugnisse liegen bei. Sie stellen für ihren Aufenthalt einen mehr oder weniger ausführlichen und gut nachvollziehbaren Arbeitsplan auf. Die Bewerber(innen) beantworten Fragen des Antragsformulars, so die nach ihrem Berufsziel. Fast alle der 132 Antragstellenden wollen in der Wissenschaft bleiben; einige sind nach Maßgabe ihrer Stellen und Publikationen bereits im Hochschulbetrieb verankert.

Allgemein kann man sagen, dass die naturwissenschaftlich-technischen Anträge näher am Niveau und Textstil der hiesigen Fächerstandards liegen als die sozial- und geisteswissenschaftlichen. Es ist in ihnen bemerkbar, dass osteuropäische

Naturwissenschaftler(innen) mit den westlichen Diskursgemeinschaften auch in der sozialistischen Zeit wesentlich besser verbunden waren als sozial- und geisteswissenschaftliche. Der naturwissenschaftliche Diskurs ist auch international stärker standardisiert (Danneberg/Niederhauser 1998). Busch-Lauer (2006) beschreibt z. B. die engen Strukturierungsvorgaben der medizinischen Fachzeitschriften. Die ideologische Abgrenzung vom Westen wirkte sich in den osteuropäischen Sozial- und Kulturwissenschaften insgesamt stärker aus und vor allem lag empirische Sozialforschung kaum im Interesse der sozialistischen Staaten und konnte sich dementsprechend auch nur wenig entwickeln (siehe Breilkopf 2006 zur Entwicklung der russischen Soziologie). Insofern muss man mit Defiziten in der Darstellung kultur- und sozialwissenschaftlicher Methoden rechnen und ich kann vorab schon sagen, dass sich diese Hypothese in den Anträgen bestätigt.

Das Antragsgenre weist das Gefälle in der internationalen Wissenschaft aus, denn es ist bemerkbar, dass die Anträge von Personen stammen, die ungleich viel schlechtere Chancen auf Partizipation an der internationalen Wissenschaft haben als Menschen aus den USA oder Westeuropa. Allein der sehr unterschiedliche Umfang verfügbarer Forschungsmittel in verschiedenen Ländern schafft international ungleiche Zugangsbedingungen zum wissenschaftlichen Diskurs, die Wissenschaftler(innen) reicher Staaten bevorzugen und sich (aufgrund der resultierenden ungleichen Verteilung von Macht und Status) auch auf konkrete Forschungs Kooperationen auswirken (Weidemann 2006). Forscher(innen) aus dem Kaukasus und den zentralasiatischen Republiken sind nicht nur sprachlich benachteiligt, sondern auch durch die schlechte Ausstattung ihrer Universitäten, die es völlig un-

möglich macht, sich im Fach auf dem Laufenden zu halten. Es wird zu verfolgen sein, ob Publikationen im Internet in den nächsten Jahrzehnten diese Situation verbessern werden. Bislang offenbaren die geistes- und sozialwissenschaftlichen Anträge deutliche Wissensdefizite bezüglich der Nutzung anerkannter Internetpublikationen (wie etwa der *Zeitschrift für Gesprächsforschung*, *Linguistik-online* oder Dissertationen).

Wir beschäftigen uns im Folgenden zunächst mit Besonderheiten der Antrags-texte, in denen die Selbstpositionierung des Antragstellers und seine Fremdpositionierung der deutschen Unterstützer(innen) deutlich werden. Dann gehe ich auf die Positionierungstheorie kurz näher ein. Danach werden Fremdpositionierungen der Antragsteller(innen) durch Aussagen ihrer Betreuer(innen) von den heimatischen Hochschulen gezeigt.

2.1 Textteile des Antrags

Jeder Antrag enthält als Zentralstück einen nicht formal vorstrukturierten Text, in dem die Antragsteller ihr Gebiet und ihr Vorhaben darstellen. In diesem Text sollten sich drei Bereiche auffinden lassen, die Swales (1990) auf der Basis von Korpusanalysen für englische wissenschaftliche Articleinleitungen so bezeichnet hat:

1. Establishing a territory
2. Establishing a niche
3. Occupying the niche

Zur angloamerikanischen Diskurstadtion gehört die sofortige Orientierung der Leser(innen); da ist dieser dreiteilige Aufbau funktional. Zu derjenigen der deutschsprachigen Länder und erst recht zur osteuropäischen gehört sie traditionell weniger. Aber auch wir erwarten, dass diese drei »moves« (wie Swales es nennt) in der Darstellung des Vorhabens irgendwo auftauchen. Busch-Lauer (2006) hat eine höhere Varianz in deutschen Arti-

keleinleitungen festgestellt und die »moves« weiter spezifiziert. Ich stelle in den »moves«, den Textteilsegmenten der Stipendienanträge, auch Varianz fest, aber die Antragsteller/innen etablieren auf jeden Fall ihre thematischen Nischen.

Für die Analyse des Hauptteils der Anträge beziehen wir uns auf das von Hermann Oldenburg (1992), Anne Oldenburg (1995) und Busch-Lauer (2006) spezifizierte Konzept der Analyse wissenschaftlicher Publikationen, in dem Teilttextsegmente ermittelt und abstrahiert werden. TTs sind nach Antje Oldenburg

»relativ autonome inhaltlich-funktionale Einheiten unterhalb der Teilttextebene, deren Beginn beziehungsweise Ende [...] durch Gliederungssignale angezeigt werden kann«. (Oldenburg 1995: 111)

Ähnlich wie Busch-Lauer in ihrer Analyse von abstracts wissenschaftlicher Artikel haben wir bei den Anträgen die Teilttexte der Forschungsvorhaben markiert, ihre Funktion bestimmt, diese abstrahiert und später miteinander verglichen. Im Bezug auf das Segment »Ziele und Konsequenzen« kann man bei Anträgen natürlich nur von einer formulierten Erwartbarkeit ausgehen. Im Unterschied zum Abstract eines Artikels muss ein(e) Antragsteller(in) auch klarstellen, wie weit ihre Einarbeitung in die Forschungsfragen bereits gediehen ist und warum sie an eine bestimmte Hochschule zu einem bestimmten Betreuer gehen möchte.

Erwartbar sind folgende Teilttextsegmente (nicht unbedingt in dieser Reihenfolge):

1. Charakterisierung des Forschungsfeldes und des Projekts
2. Eigene Kompetenz und Vorbereitungsgrad
3. Hauptziel der eigenen Untersuchung/ des Aufenthaltes
4. Methodisches Vorgehen, Datengrundlagen
5. Arbeitsplan, erwartbare Ziele

6. Erwartbare Konsequenzen für Forschung und/oder Praxis

7. Grund für Auswahl der Hochschule und des Betreuers/der Betreuerin

In Segment 1 muss im Sinne von Swales das Territorium mitsamt der eigenen Nische darin etabliert werden. Das fällt in den Anträgen von Quantität und Qualität her unterschiedlich aus. Viele präsentieren den Forschungsstand, oft in Verbindung mit einem Eingehen auf die Situation des Landes, was bei bestimmten Fragestellungen in Segment 1 funktional ist. Segment 3 entspricht der Okkupation der Nische.

Bei den naturwissenschaftlichen Stipendienanträgen (gut 65% der Anträge) fällt auf, dass die Textteilsegmente 1, 3 und 7 immer realisiert werden, die Textteilsegmente 4 und 5 fast immer. Im Bereich 2 kann man Zeugnisse und Gutachten für sich sprechen lassen. Dem Hauptziel wird oft nationale Tragweite zugeschrieben, was in den meisten Fällen der Realität entsprechen dürfte, etwa wenn es um Erfahrungen mit neuesten Techniken bei der Entsalzung von Seen geht, die das Land selbst nicht hat, oder dem Kampf gegen bestimmte Herzkrankheiten, die eine Vertrautheit mit Geräten erfordert, die das Land erst in Zukunft anschafft. Der Antrag wird so zu einer Bitte um nationale Hilfe stilisiert. Ich betone, dass ich den Realitätsgehalt dessen gar nicht in Abrede stelle. Erst die Kommunikation lässt aber diese Sinnstiftung entstehen, die zwischen dem Antragsteller und dem Stipendiengeber eine Beziehung kontextualisiert als eine zwischen einem möglichen Helfer seines Landes und der höheren ausländischen Instanz, von der es abhängt, ob der Helfer/die Helferin in Zukunft in diese Rolle schlüpfen kann. So ist es wahrscheinlich. Aber Fakten allein reichen nie aus, um Kommunikation glücken zu lassen. Vielmehr müssen diskursiv Typisierungen hergestellt werden,

die mit anderen Menschen geteilt und als gegebene Handlungsgrundlage ausgewiesen werden (Berger/Luckmann 1967).

2.2 Problematische Positionierungen im Motivationsteil des Antrags

Einige Antragsteller(innen) bringen im ersten Textsegment, also in der Charakterisierung ihres Arbeitsgebiets, ein allgemeines Lob deutscher Leistungen unter, das von der im Westen vorherrschenden Sachorientierung des Wissenschaftsbetriebs weit entfernt ist:

Beispiele aus dem 1. Textteil (originalgetreu abgeschrieben)¹:

1. *Wir wissen, dass zur Entwicklung Deutschlands gab es grosse Beitrage der grossen Politiker, Wissenschaftler, Schriftsteller und Dichter. Man kann die geistliche Vervollkommnung ohne Geschichte nicht erreichen. Meine wissenschaftliche Untersuchung in den Jahren 2003–05 zeigte mir (ich untersuchte das Werk »XXXXT« von AB und lernte seine Philosophie), dass die Idee der Deutschen Philsophen zur Zeit auch nicht fremd sind.*
2. *It is very important for X-country to prolong and expand scientific relationship with German side and it is essential to step into new stage which covers preparation of highly qualified specialists. It is difficult to achieve it without fulfilment of my planned study project.*
3. *Collaborating with German colleagues is very significant for y-data processing; it is very important to prepare high qualified specialist. Only after this project realization I will be able to analyze data independently without any help of German colleague. Hereby AAA will support me to become a good scientist.*

4. *Es wäre mir auch eine Ehre eine Stipendiatin von weltweit bekannte Organisation wie dem AAA zu werden.*

Diese Antragsteller/innen positionieren deutsche Kollegen allgemein als große Spezialisten, bei denen sie in die Lehre gehen wollen. Einige übermitteln explizit Dank und Laudatio an den AAA (Pseudonym für die Organisation) als weltweit bekannter Organisation, von welcher gefördert zu werden eine Ehre sei. In vielen Kulturen gilt es als höflich, sich selbst zu erniedrigen und das Gegenüber zu erhöhen, was hier geschieht. Die Würdigung des AAA und der deutschen Kolleg/innen wird als »face-work« (Goffman 1967) betrieben, birgt aber die Gefahr einer nicht gattungsadäquaten Selbstpositionierung in sich, weil der Zuschnitt sehr weit gefasst ist. Statt

»collaborating with German colleagues ... müsste man konkret auf die Personen verweisen, bei denen man in die Lehre gehen will. Ein allgemeines Lob deutscher Institutionen und Experten wird nicht erwartet. Es gibt einige Hinweise darauf, dass in Osteuropa auch im wissenschaftlichen Feld stärkere Bescheidenheitsideale wirksam sind als im Westen«. (Stanescu 2003)

Der Wunsch, ein Spezialist zu werden, muss so explizit nicht geäußert werden, weil man ihn besser implizit über fachliche Interessen und Kompetenzen ausweist. Explizitheit und Implizitheit in der Attribution von Spezialistentum führen zu unterschiedlichen Kompetenzeinschätzungen seitens westlicher Rezipient(inn)en. Die explizite Bekundung, ein Spezialist werden zu wollen, verletzt innerhalb dieser Gattung die von Grice (1985) aufgestellte Maxime der Quantität. Das setzt man bei zukünftigen Stipendiat(inn)en sowieso voraus. Sie indexikalisiert leider, dass man als Anwärter(in)

1 Ich schreibe alle Textbeispiele originalgetreu ab, tilge aber im Sinne der Anonymisierung Namen, Herkunftsland und weitgehend auch die Fachgebiete.

auf diese Spezialistenposition noch nicht agieren kann. Man muss proklamieren, was man noch nicht durch in den Antrag einfließende Sachkenntnis zeigen kann.

Das zu allgemein gehaltene Lob deutscher Wissenschaftler(innen) und die Positionierung des AAA als international mächtiger Organisation, die auch an anderen Stellen in vielen Anträgen betrieben werden, rahmen leider nicht den Fachdiskurs, in dem der Antrag funktionieren soll.

2.3 Positionierungsgefüge

Da wir uns hier hauptsächlich damit beschäftigen, wie in den Anträgen die Selbst- und Fremdpositionierung verläuft, sei auf das Positionierungskonzept kurz eingegangen.

Positionierungen sind kontextgebundene Indexialisierungen sozialer Kategorien in Beziehung zueinander.

Die Positionierungstheorie wurde beschrieben als

»analytic tool that can be used flexibly to describe the shifting multiple relations in a community of practice«. (Linehan/McCarthy 2000: 441)

Die Wissenschaften kann man als solche »communities« sehen – mit multiplen Relationen und unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten – sozial vorhanden, aber diskursiv aktualisiert. Nach Harré und van Langenhove (1999) ist die Positionierungstheorie im Sozialkonstruktivismus verankert, der betont, dass Menschen sich historisch gewachsener, kultureller Repertoires bedienen, um sich in ihren Diskursen im Verhältnis zu anderen zu positionieren, ähnlich den Figurenkonstellationen in einem Drama. Positionierungen kommen als Triade miteinander verbundener Konzepte zustande: Akteure lassen in ihren Interaktionen Identitätszuweisungen (storylines) entstehen, quasi als ein metaphorisches

Drama. Sie vollziehen Handlungen, die mit den entstehenden Identitätszuweisungen im Zusammenhang interpretiert werden. Die Handlungen verschiedener Akteure können sich mehr oder weniger entsprechen oder konfliktieren (Konstellationen).

Zurück zu Datum 3: Die problematische Identitätszuweisung an sich selbst als hilfsbedürftig kreiert ein Setting von Entwicklungshilfe. In diesem Positionierungsgefüge ist das Stipendium jetzt moralisch aufgeladen. Jeder Positionierungsakt hat auf den anderen Agenten gerichtete Aspekte.

Im institutionellen Diskurs wie dem der Stipendienbewerbung ist der generelle Zusammenhang der Positionierungen vorab geregelt. Institutionelle Diskurse sind zielorientiert, unterliegen Spezialnormen und auch einem speziellen Rollengefüge, das aber ausgestaltet werden will (Redder 1983; Bardovi-Harlig/Hartford 2005: 9). Man kann es mehr oder weniger sach- oder moralorientiert aufladen. Es ist im Unterschied zu vielen Gesprächen mehr oder weniger klar, welche Positionen und Argumente zielführende Ressourcen abgeben. Die Antragsteller(innen) müssen ihr Projekt als ergiebig für das Fach ausweisen und sich als fähig, es gewinnbringend auszuführen. Die Gutachter(innen) bestätigen die Antragsteller(innen) als überdurchschnittlich motiviert und leistungsstark, bürgen sozusagen mit ihrem Namen für eine erfolgreiche Investition und somit auch für die Konsistenz und Kohärenz der Unternehmung über einen längeren Zeitraum. Für die Gesamtanalyse der Gattung mit ihrer Binnen- und Außenstruktur sind Positionierungsanalysen ergiebiger als Höflichkeitsanalysen, wobei beides gut verbunden werden kann. Goffman (1967) definiert »face work« als »communicating a line«, was der »story line« von Davies/Harré (1990) sehr nahe kommt.

Die linguistische Höflichkeitsforschung hat den Prozess der Identitätszuschreibungen in einem sozialen Gefüge bislang aber weniger erfasst als die Positionierungstheorie (Kotthoff 2002b).

2.4 Inadäquate Selbstpositionierung in kultur- und geisteswissenschaftlichen Anträgen

In der Qualität der kultur- und sozialwissenschaftlichen Anträge gibt es insgesamt viel größere Unterschiede als in der Qualität der naturwissenschaftlichen. Bei einem Drittel der geistes- und sozialwissenschaftlichen Anträge fällt auf, dass die Charakterisierung des Forschungsgebietes so breit und so basal angelegt ist, dass diese nicht nur abgelehnt werden, sondern auch Verwunderung erzeugen.

Einige Antragsteller(innen) positionieren sich nicht in der institutionell erwartbaren Identität einer zukünftigen Wissenschaftlerin, sondern zeigen sich beispielsweise als frühe Liebhaberin deutscher Literatur oder zitieren Lobeshymnen auf einen Autor, dessen Beziehungen zur deutschen Literatur erforscht werden sollen. Sie wählen eine falsche »storyline«. Ich präsentiere aus diesem problematischen Drittel Passagen, die innerhalb der Antragsgattung deplatziert sind:

5. *Fuer die uralte deutsche Sprache, Literatur, die deutsche Kultur, fuer Sitten und Braeuche des deutschen Volkes interessiere ich mich seit der Schulzeit. Ich begann schon damals kleine Gedichte der deutschen Schriftsteller zu lesen und auswendig zu lernen. Damals arbeitete noch in dieser Schule ein erfahrener Deutschlehrer, der sehr schoen dichtete. Er brachte mir diese schwere Kunst bei...*
6. *Der in Berlin studierte AB vergleicht den xischen Dichter Y mit Shakespeare, nachdem er die Gedichtsammlung von Y »cccc« gelesen hat: »Ich habe cccc vielmals gelesen, dann Shakespeare gelesen. Beide*

ähneln einander. Zuletzt scheint mir, als ob Y Shakespeare sei oder Shakespeare Y«. Ausgehend von den obengesagten Meinungen möchten wir den Wert auf deutsch-xische literarische Beziehungen legen...

Die Verfasserin von 1. ist der Annahme, dass sie sich als Liebhaberin deutscher Dichtung auszuweisen hat, um von einer deutschen Organisation gefördert zu werden. Verfasser 2. hebt den Autor, mit dem er sich beschäftigen will, auf die Ebene von Shakespeare. Beide schildern, wie sie persönlich mit einer bestimmten Literatur in Kontakt kamen und diese schätzen gelernt haben. Solche persönlichen Essays sind interessant, entsprechen aber nicht dem im Westen praktizierten Spezialistendiskurs. Diese Antragsteller haben nie an einer westlichen Hochschule studiert.

2.5 Deutschland als Helfer der eigenen Nation

Vor allem in Textteilsegment 7, also der Begründung der Auswahl des Studienortes und des Betreuers, positionieren die Antragsteller(innen) Deutschland und/oder die betreuende Institution und/oder den Betreuer – und zwar auch hier nicht spezifisch genug. Einige Beispiele zur Begründung der Auswahl des Studienortes und der Betreuerin:

7. *Ich sehe die Lösung des Problems nur in der Zusammenarbeit mit anderen entwickelten Ländern, welche immer bereit sind, X zu helfen. Deutschland ist ein Land, welches seit vielen Jahren hilft. Ich kenne heute viele x-ische Wissenschaftler, welche zur Zeit in X wohnen und arbeiten, aber mit deutscher Hilfe Wissenschaftler in Deutschland geworden sind. Schon mehr als 10 Jahre gibt die AAA den x-ischen Studenten und Wissenschaftlern eine solche Hilfe. Das ist eine Entwicklungshilfe für unser Land.*

8. *Die Entwicklung einer guten Zusammenarbeit mit den deutschen C-Spezialisten seit Anfang der 90er Jahren ist eine grosse Errungenschaft der deutsch-xischen Zusammenarbeit. Diese Zusammenarbeit umfasst verschiedene Bereiche, darunter auch Forschungsaufenthalte der xischen Doktoranden und Nachwuchswissenschaftler an deutschen Universitäten und Forschungsinstituten. [...] Auch das xische C-Denken ist am deutschen Vorbild orientiert.*
9. *In Deutschland hätte ich die Möglichkeit, für mein Dissertationsthema nicht nur die wissenschaftlichen Materialien zu sammeln, sondern auch mich mit der Gerichtspraxis auf dem Gebiet des XY vertraut zu machen. Das würde meine Dissertation in bedeutender Masse inhaltlich bereichern und dazu beitragen, dass das Dissertation nicht obeflächliche, sondern eine gründliche wissenschaftliche Forschung wird. Durch die Anwendung der grossen wissenschaftlichen, intellektuellen und materiell-technischen Basis, die es in Deutschland besteht, wird die Ausführung der Dissertationsarbeit auf dem hohen Niveau gefördert.*

Auch in den Ausschnitten 7, 8 und 9 wird die wissenschaftliche Förderung wieder als Entwicklungshilfe gerahmt. Das eigene Land oder der eigene Arbeitsbereich werden als defizitär und hilfsbedürftig ausgewiesen. Metaphorisch klopfen in den Anträgen die 2. und 3. Welt bei der 1. an.

Ein professionelles Beziehungsgefüge wird so kaum indexikalisiert. Allgemeines Deutschlandlob kombiniert mit Hilfsappell entprofessionalisiert sogar den Diskurs.¹ Es müsste stattdessen durch Kenntnis der Arbeiten einer Betreuerin implizit Wertschätzung zum

Ausdruck gebracht werden. Man muss auch nicht explizieren, dass die Dissertation nicht oberflächlich werden soll. Davon gehen die Beteiligten sowieso aus.

2.6. Die Positionierung der Antragsteller(innen) durch die Gutachter(innen)

Die Antragsteller(innen) werden innerhalb der Gattung auch fremdpositioniert. Den Anträgen von Postgraduierten liegen die bereits erwähnten Gutachten von Professor(inn)en der Heimatuniversitäten bei, die ebenfalls verschiedene Fragen beantworten, z. B. die, wodurch sich die Bewerberin auszeichne.

Fast alle Gutachter kreuzen an, dass sich die Bewerberin unter den 5 % der besten Studierenden befindet; damit wird sie in der Spitze positioniert.

Weitere positive Eigenschaften werden genannt, so das allgemeine Engagement für das Forschungsthema und Fleiß. Die Positionierung umfasst persönliche (decides all problems, s. u.), rollenbedingte (highly qualified) und moralische Attribute (fleißig und arbeitsam), meist in Überlappung.

Beispiele der Beantwortung von Frage 3 der Gutachterformulare »Wodurch zeichnet sich die Bewerberin/der Bewerber fachlich und persönlich aus und wie beurteilen Sie ihr/sein Potential«:

10. *Sie ist sehr fleissig und arbeitsam und gibt sich ihrem Thema vollständig hin. XY will sich mit ihrem Thema nicht einfach beschäftigen, sondern die sie interessierenden Fragen gründlich behandeln und erforschen.*
11. *He is one of the highly qualified scientists and independently decides all problems. He participates in the educational and scien-*

1 Im Hintergrund mag das Konzept sozialistischer Bruderhilfe aufscheinen. Zu sowjetischer Zeit vergab Russland für Studierende aus den anderen Sowjetrepubliken viele Stipendien. Dies fungierte im Rahmen von Bruderhilfe. Ein Lob des »großen Bruders« und seiner Errungenschaften war üblich.

tific life of department, learns experimental and theoretical aspects of modern science.

12. *Sie ist motiviert, verantwortungsvoll, zielstrebig, leistungsfähig. Sie kann theoretische und empirische Forschungen zu gutem Erfolg führen.*
13. *I believe that her visit in Prof. X's laboratory would be very beneficial for her development as a scientist. She will learn new research technique of the latest international standard and she will bring this knowledge into our department.*

Ohne eine Positivaussage hat ein Antrag schlechte Chancen. Aber Aussagen wie

»X Y will sich mit ihrem Thema nicht einfach beschäftigen, sondern die sie interessierenden Fragen gründlich behandeln und erforschen«
oder

»decides all problems«

sind zu unspezifisch, um eine angehende Expertin aus solche auszuweisen.

Noch nicht einmal ein Drittel aller Antragsteller(innen) nimmt im Zentraltext des Gesamtantrags zu seiner persönlichen Eignung und inhaltlichen Vorbereitung Stellung. Das Segment geht aber einerseits aus den Examina und Publikationen hervor (wird somit implizit ausgewiesen) und findet sich andererseits immer in den Gutachten der Professoren der Heimatuniversität, oft auch in denjenigen der Gastbetreuer. Insofern findet die Positionierung eines Kandidaten als »geeignet« gerade im Aufeinanderbezug verschiedener Textsorten statt. In dieser Gattung werden im Sinne Bachtins verschiedene Stimmen zusammengeführt, die verschiedene Perspektiven auf die Antragstellerin entstehen lassen. Im kommunikativen Haushalt unserer Gesellschaft, insbesondere im wissenschaftlichen Feld, hat sich diese soziodiskursive Praxis so verfestigt, dass wir mit Luckmann (1988) und Günthner/Luckmann (2002) beim Stipendienantrag von

einer Gattung sprechen. Diese vereinigt in sich unterschiedliche Textsorten. Die Gattung hat einen spezifischen Platz im kommunikativen Haushalt der meritokratischen Gesellschaft.

Bildlich gesprochen tritt die Antragstellerin in der Antragsgattung zusammen mit ihren wissenschaftlichen Eltern auf. Hier zeigt sich mit Goffman (1967), wie der primäre Rahmen der Eltern-Kind-Beziehung auch in späteren Rahmungen von Lehr-Lern-Beziehungen durchschlägt. Lucius-Höne/Deppermann (2002: 200) verweisen darauf, dass Positionierungshandlungen in Interaktionen aufeinander Bezug nehmen. Im Stipendienantrag finden wir Positionierungsaktivitäten verschiedener Autoren, die sich gegenseitig zwar unterstützen, graduell aber durchaus unterschiedlich.

Mit dem linguistischen Anthropologen Tedlock (1993) könnte man sagen: zu viel Repräsentation, zu wenig Evokation. Der zu hohe Allgemeinheitsgrad der Aussagen positioniert die Antragstellerin nicht im wissenschaftlichen Feld, sondern als Schülerin, die noch davor steht.

Die Rahmung der Eltern-Rolle setzt sich in Frage 5 nach der Bedeutung des Stipendiums für den Werdegang der Bewerberin/des Bewerbers fort (mehr als zur Hälfte auf Englisch abgefasst, wie gesagt). Außerdem finden wir auch hier eine Positionierung des Stipendiums als Unterstützung der Nation:

Beispiele:

14. *That knowledge, which she can obtain by this project, will help her to stay a master in the field of x methods (specially in y). She will solve the group of problems, which have many difficulties. She has the potential to stay a good scientist and do so much for the prosperity of Xcountry.*
15. *I know that the PhD will assist in moving him forward at CC university as well as allow him to contribute to the develop-*

ment of the civil society in X. He will be able to impart additional knowledge to students and others throughout the country and play an active role in allowing for proper and stable growth of his country.

16. *Erfahrene, in Deutschland ausgebildete Lehrkräfte sind für die Weiterentwicklung der x-ischen Y-Wissenschaft dringend notwendig. Es wäre ein Gewinn für uns, wenn Frau AB die Chance erhalten würde, ihr Forschungsvorhaben in Deutschland zu erarbeiten.*

In den Gutachten westlicher Professoren für ihren Nachwuchs findet sich in der Regel ein höherer Grad an Spezifizierung, was mit Sprachniveau und Vertrautheit mit dem hiesigen wissenschaftlichen Feld zu tun haben dürfte. Auch ist die moralische Beurteilung der Person der Qualität des Forschungsvorhabens und der Leistungsstärke der Person untergeordnet. Je detaillierter ein Gutachter auf Aktivitäten des Bewerbers eingeht, umso vertrauter zeigt er sich mit dessen Agieren, umso mehr Einblick gibt er auch in die Arbeit seiner Abteilung.

Beispiel:

17. *XY gehört zu den leistungsstärksten Teilnehmern meiner Veranstaltungen zu AB, an denen sie aktiv und regelmäßig teilnahm. Sie erbrachte sowohl im Rahmen der Mitarbeit in den Veranstaltungen wie auch in der Klausur überdurchschnittliche Leistungen. Sie verfügt über gute Y-Kenntnisse. Sie beherrscht die deutsche Sprache auf einem sehr hohen Niveau, so dass es ihr ohne Probleme möglich ist, die Forschungsarbeit u. a. in deutscher Sprache gewinnbringend in Angriff zu nehmen. Die Bewerberin ist ein freundlicher und aufgeschlossener Mensch. Sie ist fleißig, diszipliniert und zielstrebig.*
18. *In der Beschäftigung mit AB ist ein Stadium erreicht, wo die Erforschung der Frage von C ansteht. Frau M bietet dafür sehr gute Voraussetzungen, da sie schon*

in ihrer Magisterarbeit die C-Frage produktiv angegangen ist. Sie kennt die internationale Literatur. Es kann ein relevanter Beitrag von ihr erwartet werden. Sie ist schon im Zusammenhang der Magisterarbeit mit Prof. D. in Kontakt gewesen. Frau M ist auch mit seinen Promovierenden bereits in einen fruchtbringenden Austausch getreten.

Gemeinsam ist diesen gutachterlichen Fremdpositionierungen, dass die junge Forscherin als positiv aus der Masse tendierend vorgeführt wird. Gutachter(innen) aus dem deutschsprachigen Raum gewichten die Fachkenntnisse, den bereits erbrachten Kompetenzausweis und die Relevanz des Projektes höher als die moralische Beurteilung der Person.

2.7 Die Betreuungszusagen der deutschen Professor(innen)

Die Betreuungszusagen der hiesigen Professor(inn)en enthalten sich der moralischen Beurteilungen und lauten typischerweise so:

19. *Herr/Frau XY aus A, Doktorand des Faches B, hat mich gebeten zu seinem Antrag auf Förderung Stellung zu nehmen. Das tue ich hiermit gerne.*
Frau/Herr XY beabsichtigt, zum 1.1.2008 ein Promotionsstudium am FB B der C-Universität unter meiner Betreuung aufzunehmen. Vorangegangen ist ein reger Informationsaustausch, in welchem mir die Unterlagen über die bisherige Ausbildung von Frau/Herrn Y sowie eine Projektskizze zu einer Arbeit über »The Concept of ABC and its Applicability to D« vorgelegen haben.
20. *Frau/Herr XY möchte x-wissenschaftlich die xxx Konsequenzen des Paradigmenwechsels hin zu YY untersuchen. Die von ihm angestellten Überlegungen erscheinen mir als tragfähig und viel versprechend. Der bisherige Ausbildungsgang des Kandidaten lässt eine viel verspre-*

chende Untersuchung erwarten. Ich bin daher bereit, Frau/Herrn XY zu betreuen. Ich würde mich freuen, wenn dies vom AAA ermöglicht werden könnte.

Sie geben fast alle über die genauen Umstände des Kontaktes Auskunft und sind deutlich sachorientiert. Der Betreuer weist aus, woher er den Bewerber/die Bewerberin kennt, warum sich die Forschung lohnt und was den Bewerber qualifiziert; er übernimmt explizit die Betreuungsverantwortung. Hier finden sich keine Elogien auf die AAA oder die Heimatuniversität des Kandidaten, sehr oft aber der Ausdruck von Dank.

Im Zentrum steht der wahrscheinliche Erfolg der Arbeit, oft als von gegenseitigem Vorteil gekennzeichnet.

Es fällt manchmal eine gewisse Standardisierung in den Formulierungen auf. Je höher der Standardisierungsgrad, umso unpersönlicher ist das Gutachten zugeschnitten. Dies lesen Kommissionen gemeinhin als Zeichen niedrigen Engagements für den Bewerber. Die Textsorte der Betreuungszusage wird nicht nur auf explizite Aussagen hin rezipiert, sondern auch in der Ikonizität des Aufwandes wahrgenommen.

3. Fächerkulturen

75 % der technisch-naturwissenschaftlichen Antragsteller(innen) (einschließlich Mathematik) gehen auf das methodische Vorgehen ein. Manche nennen die Geräte, mit denen sie in Deutschland arbeiten können. Daraus lässt sich das methodische Vorgehen ableiten. An den sowjetischen Akademien der Wissenschaft herrschte in allen Bereichen, die für Rüs-

tung, Kerntechnik und Raumfahrt von Interesse waren, ein hohes wissenschaftliches Niveau (Pogorel'skaja 2008).

Im sozialwissenschaftlichen Bereich finden sich Erläuterungen des Vorgehens und die Klärung der Textgrundlage in juristischen Anträgen. Hier wirkt sich u. a. der rege Austausch mit deutschen Juristen aus, die in der postsozialistischen Zeit Regierungen bei der Konstitution verschiedener Gesetzbücher beraten haben und in dem Zusammenhang auch an Universitäten Vorlesungen hielten. Hauptsächlich aber sind Management und Rechtswissenschaften wegen ihrer Marktgängigkeit vom postsowjetischen Abbau der Forschungsinstitute nicht betroffen (Pogorel'skaja 2008: 39).

Viele Anträge aus den Sozial- und Kulturwissenschaften lassen Ausführungen zum methodischen Vorgehen vermissen. Auch dieses Manko bekräftigt den Lektüreeindruck von einem insgesamt zu hohen Allgemeinheitsgrad. Will etwa ein Stipendiat erforschen, ob der schulische und universitäre Deutschunterricht auch kulturelle Kompetenzen vermittelt, so liest man allgemeine Ausführungen dazu, was (inter)kulturelle Kompetenz sei, nichts aber zum geplanten Vorgehen bei der Erhebung oder zur Operationalisierung von Kompetenzbereichen. Sollen Unterrichtsmaterialien analysiert werden, soll eine Dozentenbefragung durchgeführt werden, will die Antragstellerin Effekte von Auslandsaufenthalten eruieren? Wir erfahren es nicht.¹

Wir begegnen auch zu vielen literaturwissenschaftlichen und philosophischen Anträgen, aus denen fast nur Kenntnis der Primärliteratur hervorgeht, kaum

1 Auch wenn konzediert werden muss, dass viele sich ja erst im Laufe der Arbeit an ihrem Thema für bestimmte Erhebungsmethoden entscheiden werden, ist es bei empirischen Fragestellungen im deutschsprachigen Raum auch bei studentischen Abschlussarbeiten üblich, frühzeitig Angaben zum geplanten Vorgehen zu machen, wohl wissend, dass dies sich im Laufe der Studie noch ändern kann.

aber der Sekundärliteratur. Anerkannte Internet-Publikationen finden sich bislang so selten in den Anträgen, dass man neben dem mangelnden Bewusstsein für Methodenreflexion auch von Wissensmängeln bezüglich des Internets als Ressource ausgehen muss.

4. Wissenschaftliche Handlungsgemeinschaften

Der große Unterschied zwischen den technisch-naturwissenschaftlichen Anträgen und den sozial- und kulturwissenschaftlichen dürfte damit zu tun haben, dass der Fortschritt im ersten Bereich in der ehemaligen Sowjetunion auch nach dem Systemwechsel besser garantiert war und zudem weniger ideologieanfällig war.

Nicht zuletzt dieser Unterschied bewahrt uns davor, im wissenschaftlichen Feld nationalkulturelle Geprägtheiten zu suchen; stattdessen begegnen wir fachspezifischen und interdisziplinären »communities of practice« (Wenger 1998) mit vagen und flüssigen Außengrenzen und mehr oder weniger einheitlichen Orientierungen. Corder/Meyerhoff (2007: 441–465) charakterisieren Handlungsgemeinschaften unter Rückgriff auf Arbeiten von Wenger und Eckert/McConnell-Ginet (1992) als geprägt durch: »mutual engagement of members, members' jointly negotiated enterprise, and members' shared repertoire« (Corder/Meyerhoff (2007: 444). Eine lokal geteilte Geschichte ist in der Kommunikation immer bedeutsam. Darüber hinaus spielen in wissenschaftlichen Handlungsgemeinschaften vor allem institutionelle Abläufe mit ihren Zertifizierungen und Zugangsregelungen eine Rolle.

Als kultureller Hintergrund einer uns vertrauten oder unvertrauten Antragsgestaltung ist Institutionenspezifität im Sinne der Wissenssoziologie zu veranschlagen. Es geht bei der Analyse textuel-

ler Differenzen nicht darum, Georgisch- oder Kirgisisch (etc.) zu sein im Sinne einer quasi essentialistischen Differenzressource, sondern es geht um differente gesellschaftliche Organisationen des wissenschaftlichen Feldes mit seinen Qualifikations- und Zugangsnormen, seinen Textsorten, Gattungen und Ideologien.

Einem Teil der Nachwuchswissenschaftler(innen) aus dem Süden der ehemaligen UdSSR fehlt ein entsprechendes Handlungswissen für ein erfolgreiches Agieren im westlichen wissenschaftlichen Feld. Ihnen sind auch leichte Zugangsmöglichkeiten zu im Internet publizierter Literatur nicht bekannt. Die Mängel im Genre des Stipendienantrags verweisen auf die tatsächlich schwache Integration in ein überregionales wissenschaftliches Feld. Im Rahmen dieses Artikels kann ich die postsowjetische Wissenschaftsorganisation nicht charakterisieren. Sie ist z. B. insgesamt weniger meritokratisch als die westliche, Stellen werden z. B. nach wie vor nicht öffentlich ausgeschrieben, sondern institutsintern vergeben. Man bewirbt sich kaum auf Stellen an fremden Universitäten; Professoren suchen sich ihre Nachfolger(innen) nach wie vor selbst aus. Man findet u. a. deshalb kein annähernd so reges Netzwerk von Colloquien und anderen Foren des wissenschaftlichen Austauschs wie hierzulande; somit ist die interuniversitäre Kontaktdichte geringer als in den meisten westlichen Ländern. Konzepte sozialistischer Bruderhilfe mit einem Lob des »großen Bruders,« die zur sowjetischen Zeit üblich waren (der wissenschaftliche Nachwuchs aus den Sowjetrepubliken bemühte sich vornehmlich um Aufenthalte an russischen Universitäten und Akademien) bilden auch eine Ressource für die Antragsgestaltung.

Die Omnipräsenz des Kulturbegriffs hat in den letzten Jahren vernehmbare Stimmen geweckt, die kulturalistische Reduk-

tionismen und regelrechte Holzwege bei der Erklärung zahlloser interindividueller und intergruppalen Verhaltensunterschiede beklagen (Straub 2007: 9). Ich hoffe, sowohl deskriptiv unangemessene Homogenisierungen als auch die Totalisierung einer Kultur in Abgrenzung von einer anderen vermieden zu haben.

Literatur

- Ammon, Ulrich (Hrsg.): *The Dominance of English as a Language of Science: Effects on other Languages and Language Communities*. Berlin; New York: de Gruyter, 2001.
- Auer, Peter; Baßler, Harald (Hrsg.): *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus, 2006.
- Bardovi-Harlig, Kathleen; Hartford, Beverly: *Interlanguage Pragmatics: Exploring institutional Talk*. Mahwah: Lawrence Erlbaum 2005.
- Barron, Anne: *Acquisition in Interlanguage Pragmatics*. Amsterdam: Benjamins, 2002.
- Berger, Peter; Luckmann, Thomas: *The Social Construction of Reality*. New York: Anchor Books, 1967.
- Birkner, Karin: *Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen*. Tübingen: Niemeyer, 1999.
- Breitkopf, Anna: *Subjektivität in deutschen und russischen Zeitschriftenartikeln der Soziologie*. Freiburg: Rombach, 2006.
- Brown, Penelope; Levinson, Stephen: »Universals in Language Usage: Politeness Phenomena«. In: Goody, Esther (ed.): *Questions and Politeness*. New Edition (1987): *Politeness. Some Universals in Language Usage*. Cambridge: Cambridge University Press, 1978.
- Busch-Lauer, Ines: »Abstracts«. In: Auer, Peter; Baßler, Harald (Hrsg.): *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus, 2006, 99–115.
- Clyne, Michael: »Cultural differences in the organization of academic texts«, *Journal of Pragmatics* 5 (1987), 61–66.
- Cmejrkova, Svetla: »Academic Writing in Czech and English«. In: Ventola, Eija; Mauranen, Anna (eds.): *Academic Writing, Intercultural and Textual Issues*. Amsterdam: Benjamins, 1996, 137–152.
- Corder, Saskia; Meyerhoff, Miriam: »Communities of practice in the analysis of intercultural communication«. In: Kotthoff, Helga; Spencer-Oatey, Helen (eds.): *Handbook of intercultural communication*. Berlin; New York: Mouton de Gruyter, 2007, 441–465.
- Danneberg, Lutz; Niederhauser, Jürg (Hrsg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast*. Tübingen: Niemeyer, 1998.
- Davies, Bronwyn; Harré, Rom: »Positioning: The Discursive Production of Selves«. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 20, 1 (1990), 43–63.
- Duszak, Anna: »Analyzing Digressiveness in Polish academic Texts«. In: Duszak, Anna (ed.): *Culture and Styles of Academic Discourse*. Berlin; New York: Mouton de Gruyter, 1997, 323–343.
- Eckert, Penelope / McConnell-Ginet, Sally: »Think practically and look locally: Language and gender as community-based practice«, *Annual Review of Anthropology* 21 (1992), 461–490.
- Elhlich, Konrad: »Internationale Wissenschaftskommunikation 2000 ff. Eine Verlust- und Suchanzeige«. In: Moellken, Wolfgang; Weber, Peter J. (Hrsg.): *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik*. Bonn: Dümmler, 1997, 128–138.
- Elhlich, Konrad: »Sprachen als Medium in Hochschule und Forschung. Wissenschaftssprache Deutsch. Die Thesen und Fragen«. In: Alexander von Humboldt-Stiftung (Hg.): *Braucht Deutschland eine bewusssere, kohäsive Sprachenpolitik? Diskussionspapier der Alexander von Humboldt-Stiftung 11/2007*. Bonn: Alexander von Humboldt-Stiftung, 2007, 29–31
- Galtung, Johan: »Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über saxonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft«. In: Wierlacher, Alois (Hrsg.): *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München: Iudicium, 1981/1985, 151–193.
- Giery, Thomas F.: *Cultural Boundaries of Science*. Chicago; London: The University of Chicago Press, 1999.
- Gnutzmann, Claus: »»Abstracts« und Zusammenfassungen im deutsch-englischen Vergleich. Das Passiv als interkulturelles und textdifferenzierendes Signal«. In: Müller, Bernd-Dietrich (Hrsg.):

- Interkulturelle Wirtschaftskommunikation*. München: Ludicium, 1991, 363–378.
- Goffman, Erving: *Interaction Ritual*. New York: Pantheon. Deutsch: *Interaktionsrituale*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1967.
- Gosden, Hugh: »Success in Research Article Writing and Revision: A Social-Constructionist Perspective«, *ESP Journal* 1, 14 (1995), 37–57.
- Graefen, Gabriele: »Wissenschaftstexte im Vergleich. Deutsche Autoren auf Abwegen?« In: Brüner, Gisela; Graefen, Gabriele (Hrsg.): *Texte und Diskurse*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994, 136–157.
- Grice, Paul: »Logic and Conversation«. In: Peter Cole / Jerry Morgan (eds.): *Syntax and Semantics*. Vol. 3. New York; San Francisco; London: Academic Press, 1975, 41–58.
- Günthner, Susanne: »Intercultural communication and the relevance of cultural specific repertoires of communicative genres«. In: Helga Kotthoff / Helen Spencer-Oatey (eds.): *Handbook of Intercultural Communication*. Berlin; New York: Mouton de Gruyter: 127–153.
- Günthner, Susanne; Luckmann, Thomas: »Wissensasymmetrien in der interkulturellen Kommunikation«. In: Kotthoff, Helga (Hrsg.): *Kultur(en) im Gespräch*. Tübingen: Narr, 2002, 213–242.
- Hanks, William F.: »Discourse genres in a theory of practice«, *American Ethnologist* 4, 14 (1987), 668–696.
- Harré, Rom; van Langenhove, Luk (eds.): *Positioning theory: moral contexts of intentional action*. Oxford: Blackwell, 1999.
- Held, Gudrun: *Verbale Höflichkeit. Studien zur linguistischen Theoriebildung und empirische Untersuchung zum Sprachverhalten französischer und italienischer Jugendlicher in Bitt- und Dankessituationen*. Tübingen: Narr, 1995.
- Hermanns, Fritz: »Das ominöse Referat. Forschungsprobleme und Lernschwierigkeiten bei einer deutschen Textsorte«. In: Wierlacher, Alois (Hrsg.): *Fremdsprache Deutsch. Grundlagen und Verfahren der Germanistik als Fremdsprachenphilologie*. Bd. 2. München: Fink, 1980, 593–607.
- Hirschauer, Stefan; Amann, Klaus (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997.
- Hutz, Matthias: *Kontrastive Fachtextlinguistik für den fachbezogenen Fremdsprachenunterricht*. Fachzeitschriftenartikel der Psychologie im interlingualen Vergleich. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 1997.
- Ivanic, Roz: *Writing and identity: The discursive construction of identity in academic writing*. Amsterdam: Benjamins, 1998.
- Jakobs, Eva-Maria; Knorr, Dagmar (Hrsg.): *Schreiben in den Wissenschaften*. Frankfurt a. M.; New York u. a.: Lang, 1997.
- Kasper, Gabriele: »Linguistic Politeness. Current Research Issues«, *Journal of Pragmatics* 14 (1990), 193–218.
- Kotthoff, Helga: »Deutsch->sowjetische« kommunikative Kommunikationskonflikte. Kontexte zwischen Kultur und Kommunikation«, *Info DaF* 20, 5 (1993), 486–503.
- Kotthoff, Helga: »Vortragsstile im Kulturvergleich: Zu einigen deutsch-russischen Unterschieden«. In: Jakobs, Eva Maria; Rothkegel, Anneli (Hrsg.): *Perspektiven auf Stil. Festschrift für Barbara Sandig*. Tübingen: Niemeyer, 2002a, 321–351.
- Kotthoff, Helga: »Humor und (Un)höflichkeit. Über konversationelle Beziehungspolitik«. In: Felderer, Brigitte; Macho, Thomas (Hrsg.): *Höflichkeit. Aktualität und Genese von Umgangsformen*. München: Fink, 2002b, 289–318.
- Linehan, Carol; McCarthy, J.: »Positioning in practice: Understanding participation in the social world«, *Journal for the Theory of Social Behaviour* 30, 44 (2000), 435–453.
- Lucius-Höne, Gabriele; Deppermann, Arnulf: *Rekonstruktion narrativer Identität*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2002.
- Luckmann, Thomas: »Kommunikative Gattungen im kommunikativen ›Haushalt einer Gesellschaft«. In: Smolka-Koerdt, Gisela; Spangenberg, Peter M.; Tillmann-Bartylla, Dagmar (Hrsg.): *Der Ursprung der Literatur*. München: Fink, 1988, 279–288.
- Moessner, Lilo: »The birth of the experimental essay«. In: Bhatia, Vijay K.; Gotti, Maurizio (eds.): *Explorations in specialized genres* (Studies in Language and Communication, 35). Frankfurt a. M.; New York u. a.: Lang, 2006, 59–78.

- Myers, Greg: »The Pragmatics of Politeness in Scientific Articles«, *Applied Linguistics* 10 (1989), 1–35.
- Oldenburg, Anne: »Methodologische Grundlagen der kontrastiven Fachtextlinguistik«, *Fachsprache LSP Journal* 17 (1995), 107–116.
- Oldenburg, Hermann: *Angewandte Fachtextlinguistik. »Conclusions« und Zusammenfassungen*. Tübingen: Narr, 1992.
- Oomen-Welke, Ingelore: »Kultur der Mehrsprachigkeit im Deutschunterricht«, *Ide – Informationen zur Deutschdidaktik* 1 (1997), 33–47.
- Oomen-Welke, Ingelore: »Entwicklung sprachlichen Wissens und Bewusstseins«. In: Ursula Bredel; Hartmut Günther; Peter Klotz; Jakob Ossner; Gesa Siebert-Ott (Hrsg.): *Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch*. 2 Bde. Paderborn: UTB Schöningh, 2003.
- Pogorel'skaja, Olga: »Gleichschaltung oder Modernisierung? Russlands Akademie der Wissenschaften«, *Osteuropa* 58, 1 (2008), 35–49.
- Redder, Angelika (Hrsg.): »Kommunikation in Institutionen«, *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 24 (1983).
- Skudlik, Sabine: *Sprachen in den Wissenschaften. Deutsch und Englisch in der internationalen Kommunikation*. Tübingen: Narr, 1990.
- Spencer-Oatey, Helen: »Theories of identity and the analysis of face«, *Journal of Pragmatics* 39 (2007), 639–656.
- Spreckels, Janet; Kotthoff, Helga: »Identity in intercultural communication«. In: Helga Kotthoff; Helen Spencer-Oatey (eds.): *Handbook of intercultural Communication*. Berlin; New York: Mouton de Gruyter, 2007, 415–441.
- Stanescu, Speranta: »Der Autor wissenschaftlicher Arbeiten: anonym, bescheiden oder selbstbewusst?« In: Stephan Habscheid; Ulla Fix (Hrsg.): *Gruppenstile*. Frankfurt a.M.; New York u.a.: Lang, 2003, 81–101.
- Straub, Jürgen: »Kultur«. In: Jürgen Straub; Arne Weidemann; Doris Weidemann (Hrsg.): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart: Metzler, 2007, 7–24.
- Swales, John M.: *Genre analysis. English in academic and research settings*. Cambridge: Cambridge University Press, 1990.
- Tedlock, Dennis: »Über die Repräsentation des Diskurses im Diskurs. Eine Replik«. In: Eberhard Berg; Martin Fuchs (Hrsg.): *Kultur, soziale Praxis, Text*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993, 297–300.
- Ventola, Eija; Mauranen, Anna (eds.): *Academic Writing. Intercultural and Textual Issues*. Amsterdam: Benjamins, 1996.
- Weidemann, Doris: »Wissenschaft und Forschung«. In: Jürgen Straub; Arne Weidemann; Doris Weidemann (Hrsg.): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart: Metzler, 2007, 667–678.
- Weingart, Peter: *Wissenschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript, 2003.
- Wenger, Etienne: *Communities of Practice: Learning, Meaning, and Identity*. Cambridge University Press, 1998.

Helga Kotthoff

Dr. phil.; Professorin für Deutsch als Fremdsprache und Germanistische Linguistik an der Universität Freiburg. Fachgebiete: Mündlichkeit/Schriftlichkeit; Interaktionsforschung; Interkulturelle Kommunikation.